

# Kleinstadt und Dorf um die Mitte des vorigen Jahrhunderts

Autor(en): **Dorer, Edmund / Meyer, C. Ferdinand**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **4 (1881)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-984763>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Kleinstadt und Dorf um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Nach einem Manuscripte von Edmund Dorer  
mitgetheilt von **C. Ferdinand Meyer.**

---

Mein Freund Edmund Dorer hat mir die Handschrift einer zu zwei Dritteln ausgeführten Biographie von J. G. Zimmermann von Brugg (1728—1795), mit welcher er sich seit geraumer Zeit beschäftigt und deren Vollendung in Aussicht steht, zu freier Verfügung gestellt.

Die Züge Zimmermanns, wie die Lavaters, hat Göthe's Hand spielend und genial entworfen, über keinen von beiden aber besitzen wir eine den Forderungen der Gegenwart entsprechende Biographie. Während Dorer aus einem unendlichen biographischen Material und einem sorgfältigen Studium der hinterlassenen Werke das lebensgroße Bild Zimmermanns zusammenarbeitet, benützen wir eines seiner Studienblätter, um von dem Werthe und Umfange des noch im Bau begriffenen Werkes eine Idee zu geben.

Zwischen drei Kapiteln ist uns die Wahl schwer geworden.

Das erste erzählt uns Zimmermanns Anfänge und akademische Jahre im Hause und unter den Augen Hallers in Göttingen. Ein anderes ist überschrieben: „Das Erdbeben von Lissabon“. Es durchgeht, bei der Gelegenheit einer Dichtung Zimmermanns über diesen Gegenstand, die metaphysischen Betrachtungen und metrischen Uebungen, zu welchen das Naturereigniß die guten Köpfe jener Zeit anregte, und beginnt mit dem Eindrucke, welchen der sechsjährige Göthe und der vierzehnjährige Lavater auf der Schulbank davon empfangen. Aus einem kulturhistorischen eher als literarischen Standpunkte haben wir uns für ein

drittes Kapitel entschieden. Dieses handelt von dem langjährigen Zerwürfniſſe Zimmermanns mit ſeinen kleinſtädtiſchen Mitbürgern.

Wenn wir an dem Prophetenſtädtchen mit dem Bahnzuge vorüber-eilen, erinnert ſich wohl Mancher, daß dort ein Freund Geßners und Lavaters wohnte, aber Wenige wiſſen, ein wie qualvolles Leben Zimmermann in dieſem Städtchen geführt hat, welches ſich dem Vorbeifahrenden oder von der Haabſburg auf daſſelbe Hinabblickenden ſo heimlich darſtellt. Vierzehn Jahre — 1754 war der in Göttingen und Bern an eine bedeutendere Umgebung gewöhnte, erſt ſechszwanzigjährige Mann einem Ruſe als Stadtphyiſikus in ſeine Vaterſtadt gefolgt — vierzehn lange Jahre verbrachte er dort in ſo widrigen und geſpannten Verhältniſſen, daß er dieſelben, auch in ganz andere Zuſtände verſetzt, bis an das Ende ſeiner Tage nicht vergeſſen konnte, ſo wenig als die Perſönlichkeiten, welche, wie er glaubte, ihm den Aufenthalt in Brugg verbittert hatten. Seine Galle fließt über bei der flüchtigſten Erinnerung an das dort in der Wirklichkeit und in der Einbildung Erlittene.

Bringen wir nun auch das reizbare, ja gefährliche Naturell des früh berühmten Mannes, ſeine Ruhmſucht und Eitelkeit oder was ſeinen Mitbürgern als ſolche erſchien\*) in volle Rechnung und halten wir die Schuld, wie ſie es auch war, für eine getheilte, ſo bleibt doch noch genug übrig, um uns eine Vorſtellung zu geben, wie eng und gering zu jener Zeit das Daſein in einer Kleiſtadt war und wie ein dazu verurtheilter bedeutender Menſch darunter leiden konnte.

Wir Leute des zu Ende gehenden neunzehnten Jahrhunderts, die wir nicht an der Scholle haften, wundern uns über dieſen eben ſo ſchmerzlichen als unfruchtbaren Kampf Zimmermanns gegen ſeine Mit-

---

\*) Göthe hat Zimmermann in „Wahrheit und Dichtung“ — zwiſchen Ernſt und Scherz — gegen den Vorwurf der Eitelkeit vertheidigt. Als Liſſot Zimmermann eine Abhandlung widmete mit der Dedicatio: „celeberrimo nobiliſſimo etc.“, ſchrieb der Brugger ſeinem Lauſanner Freunde: „Warum nicht einfach „Zimmermann zugeeignet“? Das iſt eher Stolz als Eitelkeit.

Bürger, welche er absolut zur Anerkennung von Verdiensten zwingen wollte, die außerhalb ihres Horizontes lagen. Aber die Zustände des Prophetenstädtchens nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat er in seinen Schriften und Briefen nun einmal verewigt und uns Epigonen dadurch in den Stand gesetzt, dieselben mit mehr Humor zu betrachten, als dem hypochondrischen Verfasser des Werkes „Ueber die Einsamkeit“ damals möglich war.

Auf die Beschreibung der erbärmlichen Zustände einer Kleinstadt im vorigen Jahrhundert lassen wir dann das idyllische Gegenstück eines Dorflebens am Zürichersee in derselben Epoche folgen, welches wir ebenfalls der energischen Feder Zimmermanns verdanken. Dergestalt wird der Leser nicht unter einem pessimistischen Eindrucke bleiben und auf der andern Seite ist kaum zu befürchten, daß er daraus den irrigen Schluß ziehe, vor hundert Jahren sei Brugg eine Hölle, Nichterswyl der Himmel gewesen.

Im Frühling (März) 1766 veröffentlichte der in Zürich erscheinende und von Lavater redigirte „Erinnerer“ einen merkwürdigen Artikel, eine leidenschaftliche, für den damaligen Stand der deutschen Literatur meisterhaft geschriebene Diatribe, welche betitelt war: Vorschlag zu einem Kleinstädter Katechismus. Der mit einem G. unterzeichnete Artikel war datirt W. — 22. Februar 1766 und enthielt die schärfsten Ausfälle gegen Kleinstädtereie. Begreiflicher Weise wirkte das ungewöhnliche Produkt aufregend und die erste Frage ging weder nach seinem literarischen noch nach seinem ethischen Werthe, sondern war natürlich die: „Wer damit gemeint sei?“ Das W. und die Satire wurden auf Winterthur bezogen, und — merkwürdig — zu den hier gezeichneten Gesichtern fanden sich ohne Mühe in Winterthur die Originale. Es wird erzählt, daß der Herausgeber des „Erinnerers“, der junge Lavater, Gefahr lief, von den sich verspottet Glaubenden thätlich mißhandelt zu werden. So unentwickelt waren damals die Sitten.

Schließlich blieb man aber doch im Ungewissen über den Verfasser der Satire und die authentische Zielscheibe ihrer Pfeile.

Nur die Brugger konnten, insoweit sie von dem „Erinnerer“ Kenntniß nahmen, weder über den Urheber dieser öffentlichen Züchtigung noch über die von ihr Betroffenen im Zweifel schweben; denn sie erkannten aufs Deutlichste sowohl ihre Stadtgeschichten als ihre Charakterköpfe und sie wußten, daß sie etwas auf dem Kerbholze hatten bei einem ihrer Mitbürger, welcher der Feder auf eine ungewöhnliche Weise mächtig war. Ihre Liebe zu Zimmermann mag nicht gewachsen sein.

Der fragliche Artikel ist in dem aufgeregten Tone geschrieben, welcher Zimmermann kennzeichnet, übrigens mit Nachdruck und Feuer. Er verdient mitgetheilt zu werden, mit einigen Kürzungen natürlich; denn er enthält für ein aufmerksames Auge das Geheimniß der Begabung, mit welcher Zimmermann schon in ganz jungen Jahren sich einen schriftstellerischen Namen ersten Ranges erwarb, die eigenthümliche Mischung nämlich einer kaum beherrschbaren Behemenz und eines kalten, schneidenden Verstandes.

„Mein Herr Erinnerer!“

„Wir leben in unsern kleinen Landstädten noch immer in den mittlern Zeiten. Die Philosophie unseres Jahrhunderts wird unendlich später zu uns kommen, als die französischen Moden desselben, der griechische Kopfzeug und die Rechtmäßigkeit der Ehebrüche. Mir scheint sie müssen daher mit uns ordentlich wie mit Kindern zu den ersten Anfangsgründen zurückgehen. Kurz und gut, mein Lieblingswunsch ist, daß Sie einen moralischen Katechismus für kleine Städte schreiben“.

---

„Vorgreifen will ich Ihnen eben bei diesem gemeinnützigen Werke nicht. Aber doch möchte ich Sie bloß an einige Punkte erinnern, auf die Sie in Ihrem Katechismus mehr oder weniger zu sehen haben. Freilich werde ich vieles ohne die Ausnahmen sagen, die aller Orten zu machen sind und auch vorzüglich in kleinen Städten gemacht werden müssen. Doch darauf können Sie immer zählen, daß ich nicht nöthig habe, Jemand zu verläumdern“.

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß eine kleine Stadt nicht die Welt ist, daß man in einer kleinen Stadt etwas für groß, für wahr, für schön, für erlaubt halten kann, welches, außerhalb der kleinen Stadt, die ganze Welt für klein, falsch, läppisch, häßlich und verdammungswürdig hält.“

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß eine wohlweise Rathsversammlung einer kleinen Stadt zwar eine sehr hochansehnliche und aller Ehren würdige Gesellschaft an ihrem Orte ausmacht, aber daß doch noch zwischen diesen meinen hochgeehrten Herren und dem englischen Parlament ein Unterschied ist.“

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß unsern großen Matronen vergönnt sei, groß in ihrer kleinen Stadt zu sein, daß sie sich als Prinzessinnen brüsten, als Prinzessinnen schnöde bezeigen, als Prinzessinnen ungnädig thun, als Prinzessinnen befehlen und sich einbilden können, durchaus innerhalb ihres Geschäftskreises alles zu handhaben, zu bedeuten, zu lenken, zu wirken, allen Ansehen, Ehre, Leben, das Sein und Nichtsein zu geben und zu nehmen, aber daß sie sich außerhalb ihrem Miste stillschweigend, demüthig und bescheiden aufführen, aus Furcht, man verweise sie, aller ihrer Diamäntchen ungeachtet, in ein Narrenhaus.“

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß man auf den Kanzeln kleiner Städte nicht von den „Großen dieser Erde“ übel reden soll, wenn man bloß zur Erbauung der christlichen Gemeinde diesen oder jenen Rathsherrn auf den Schädel treffen will.

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß man in einer kleinen Stadt verachtet, verläumdert, verfolgt, geschändet, verschmäht und verabscheut sein kann, während man von einer Menge auswärtiger, vornehmer Herrn, (ist diese Form des Selbstlobes nicht auch eine kleinstädtische Sünde gegen den guten Geschmack?) großer Geister und verdienstvoller Männer ganz das Gegentheil erfährt, und daß man auch in diesem Falle noch kein krätziges Hund ist, wenn man bei einem dummen Landvogt oder noch wichtigeren Herren im Vaterlande kein Ansehen hat.“

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß allen unsern Notariatspedanten, Advokaten, Jungendreschern, Richtern, Rechtsprechern und Rechthabern nur innerhalb ihrer kleinen Stadt oder höchstens in einem Bauernwirthshaus erlaubt sein soll, die gesunde Vernunft zu „Recht“ zu setzen und sodann zu verdammen, allem, was unleugbar ist, zu widersprechen; alles, was dumm und abgeschmackt ist, zu erhärten, aus allem, was in der Conversation vorkömmt, einen Prozeß zu machen, und von allem, was die größten moralischen Beobachter und scharfsinnigsten Menschenkenner für unumstößlich wahr halten würden, nichts anzunehmen, oder man könne es vor Gericht bescheinen.“

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß der König in Preußen oder der Herzog Ferdinand von Braunschweig darum noch kein Idiot in der Kriegskunst ist, wenn er schon bei dieser oder jener Gelegenheit nicht dahin marschirte, wohin ein Miliz-Lieutenant oder Rathsherr aus einer kleinen Stadt an seiner Stelle marschirt wäre.“

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß eine Jungfer darum nicht schön ist, wenn sie sich ihre Backen alle zwei Stunden des Tags so derbe mit Flanell reibt, daß sie zuletzt blau werden wie der Hals eines calecutischen Hahns, wenn sie ihren Schönplästerchen die Gestalt von Sonne, Mond und Sternen gibt.“

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß es in einem Lande der Freiheit und Gleichheit höchst schändlich ist, vor Leuten die über uns sind zu kriechen und sich sodann für diese erbärmliche Unterwürfigkeit mit dem rasendsten Despotismus an Leuten zu erholen, die wir unter uns glauben. Daß man ohne eben eine Million zu besitzen oder ein bettelhafter Bürger der Hauptstadt zu sein, den Geist haben kann, der sich allein vor Gott, vor den Gesezen, vor den Talenten, vor der Tugend, vor dem Verdienste beugt, und der uns in einem freien Lande nicht zum Sklaven eines einzelnen Menschen, sondern zum Unterthanen der ganzen Republik und ihrer Geseze macht; der es uns gleichgültig sein läßt, wenn uns gewisse im Lande hin und her wohnende Herrn ein gering-

schätziges Gesicht machen oder uns beim Eintritt in ihr Audienzzimmer mit einem tief in die Stirne gedrückten Hute bewillkommen oder uns Predigern nur vom Fenster herab Audienz geben, weil wir ohnedem gewohnt sind, von Ferne zu reden.“

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß man in kleinen Städten die Leute wechselsweise für unwissend und gelehrt, für hassenswerth und tugendhaft, für geistreich und für dumm ausschreit, daß man sich heute untereinander beschimpft und morgen umarmt, daß man sehr oft nicht den geringsten Begriff von einem edeln Charakter und einem großmüthigen aber ungewöhnlichen Betragen zu haben scheint, während man ganze Vipern und halbe Teufel für gute Christinnen hält, weil man sehr oft jeden Menschen und jede Handlung da bloß nach dem Grade der Verwandtschaft oder nach einem geringen vorübergehenden Interesse oder nach jeder kleinen schimpflichen Leidenschaft beurtheilt und nicht nach festen und der Natur gemäßen Grundsätzen.“

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß die Fertigkeit, nur kleinere, unbedeutende und in die stumpferen Sinne eines jeden Dummkopfs fallende Fehler zu sehen, zu der bedauernswürdigen Unfähigkeit führt, an seinen Mitmenschen jemals das Gute zu entdecken, und daß eine solche Unfähigkeit allemal ganz gewiß in diesen krebsartigen Gemüthern den aus der untersten Hölle stammenden Keim pflanzt, auch von den besten Leuten niemals zu reden als um sie zu verläumden.“

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß nicht nur bloß die Geschäfte wichtig sind, die in liliputische Sinne fallen, sondern daß in einer unendlich größern Ausbreitung auch mitten in einer kleinen Stadt gedacht und gehandelt werden kann, wenn der Nachbar glaubt, man sitze nach der wohlhergebrachten Manier müßig zu Hause und gähne; oder, welches man in kleinen Städten für weit unedler hält, man studiere; oder, welches man wenigstens bei uns als das charakteristische Zeichen eines dummen Narren ansieht, man schreibe Bücher.“

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß der bald auf feste Zähne, bald auf einen guten Magen, bald auf einen dicken Schädel,



bald auf einem breiten Hintern, bald auf kleine oder große Rathsstellen und tausend andere nichts bedeutende Dinge dieser Art sich beziehende Familienstolz in kleinen Städten bei der großen Welt kein Aufsehen macht.“

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß es eben kein Beweis des Witzes ist, wenn man immer lacht oder wenn man einem das Schnupftuch aus der Tasche nimmt, ohne daß er es merkt, oder ihm den Stuhl unter dem Leibe wegzieht, wenn er sitzen will.“\*)

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß es in einer kleinen Stadt eigentlich, beim klaren Lichte betrachtet, keine vornehmen Leute gibt und daß darum jene Weiber, die sich einbilden solche zu sein, doch in der Gefahr sind, lächerlich zu werden, wenn sie ohne Ende mit schiefem Gesichte von gemeinen Leuten sprechen.“

„Sie müssen uns in Ihrem Katechismus sagen, daß in kleinen Städten äußerst grausame Schmähsucht ganz allein aus dem Mangel von fremden Ideen herrührt, bei welchem Mangel man allerdings genöthigt ist, seine Blicke in seines Nachbars Haus zu werfen, um sich mit diesem oder jenem unerheblichen und nichtsbedeutenden Fehler in seiner Haushaltung die Zeit zu verkürzen, bei welchem Mangel man genöthigt ist, die schandbarsten Lügen zu erdenken, um in ehrbaren, aber ganz gedankenlosen Gesellschaften willkommen zu sein; und sagen müssen Sie, daß man weder an kleinstädtischen Klatschereien und Streithändeln ein Vergnügen findet, noch sich bei seines Nachbars Hühnern und Gänsen aufhält, wenn man mit erhitzter Brust in dem Reiche der Wissenschaften fortgeht und hoch über den Pfeilen der Verläumdung die Gluth der Sonne trinkt.“

---

\*) Dieser Liebhaber kleinstädtischer geselliger Künste, wohl eine Art Stadt-Spaßvogel, der Sohn eines Rathsherrn, ist Zimmermann unvergeßlich geblieben. Noch in der lange nach seinen Druckerleiden erschienenen Ausgabe in vier Bänden seines Hauptwerkes „über die Einsamkeit“ läßt er ihn mit seinen Kunststücken auftreten. Er nennt ihn dort den „Sohn eines Volksführers.“

Eine erste Bemerkung drängt sich auf. Mögen uns auch manche Paragraphen dieses groben Katechismus mitten in die Gasse einer Kleinstadt, auf die Klatschbank vor der Hausthüre, in die Trinkstube, in das Rathszimmer versetzen, so sind andere doch von weit ausgedehnterer Anwendung. Neid, Unbescheidenheit, Schmähsucht sind, wenn auch in wechselnden Formen, allgemein menschliche Eigenschaften. Blaise Pascal schrieb auf ein Sudelblatt seiner „Provinzialen“, in welchen er die unsittliche Casuistik der Jesuiten brandmarkte: *Omnis homo jesuita!* Zimmermann hätte an den Rand der Handschrift seines Kleinstädter-Katechismus schreiben dürfen: Jeder Mensch ist ein Brugger!

Dann ist es merkwürdig, wie sich der Verfasser der Satire verlarvt und doch gleich aus seiner Rolle fällt. „Uns Predigern“ sagt er an einer Stelle und spricht dann an einem andern von seinem Ansehen „bei einer Menge auswärtiger, vornehmer Herrn, großen Geistern zc.“, um sich schließlich zu rühmen, „er trinke, hoch über den Pfeilen der Verläumdung, die Gluth der Sonne“; was alles auf einen einfachen Geistlichen nicht anwendbar ist. In einem Punkte aber hat Zimmermann, und es ist ihm sicherlich schwer gefallen, ein strenges Incognito beobachtet: er hat sich, so nahe es ihm liegen mochte, keinen Ausfall gegen den Unverstand der Kleinstädter in ärztlichen Dingen erlaubt.

Und doch mögen bittere Erfahrungen auf diesem seinem eigensten Gebiete das schlimmste Kapitel der Brugger Leidensgeschichte gewesen sein. Hier werden wir darüber kurz weggehen, und diesen Punkt erledigen, bevor wir den Artikel des „Erinnerers“ mit den biographischen Thatsachen zusammenhalten.

Es scheint, daß sich der junge Stadtphysikus mit seinem Collegen und Rivalen Dr. Wätterli in kein Verhältniß setzen konnte; daß der Stadtschreiber Weßel, um die Ankunft eines werthen Verwandten, des Apothekers Weßel, vorzubereiten, Zimmermanns Ruf systematisch zu untergraben suchte und den Schüler Hallers, wo sich die Gelegenheit bot, folgenderweise zu charakterisiren pflegte: „Er cha nüt, er weiß nüt, er verstoht nüt, ich will ims is Gsicht säge.“

Unter seinen Collegen waren es die sogenannten Empiriker, welche sein Wirken mit der Behauptung erschwerten, man sei, bei der Verschiedenheit der Klimate, zu der Ausübung der Arzneikunst in der Schweiz nicht befähigt, wenn man die Anfangsgründe derselben nicht ebenhier gelegt habe. Sie wiesen dabei hohnlächelnd auf die englische Perrücke, welche Zimmermann von Göttingen gebracht hatte.

Auch wurde ihm vorgeworfen, es mangle ihm Beobachtung und Aufmerksamkeit, er unterlasse den Kalender zu berathen und ein gewisses Glas zu schütteln.

Aber -- nicht genug am Neide und der Feindschaft seiner Collegen — auch bei dem Publikum brachten ihn einige Todesfälle in den Ruf eines unglücklichen oder ungeschickten Arztes, und, wie es zu geschehen pflegt, die einmal in Gang und Lauf gekommene öffentliche Meinung steigerte sich bis ins Ungeheure und Phantastische. Zimmermann wurde von den städtischen Klatschbasen, natürlich nur unter der Hand, aus den wichtigsten Ursachen und mit den lächerlichsten Gründen beschuldigt — so behauptet er wenigstens — Gift gemischt und ein Kindlein lebendig zergliedert zu haben. Aber nicht nur die Lebenden, auch die Todten klagten in ihrer Weise den Stadtphysikus an und eine von Zimmermann behandelte Bruggerin erschien nach ihrem Ableben mit seinen Medicinen in der Hand ihrer besten Freundin, um derselben warnend mitzutheilen, diese Arzneien seien an ihrem Tode Schuld.

Ueber diese plumphen und grausamen Vorurtheile der Kleinstädter gegen einen streng geschulten und berühmten Arzt wird man sich übrigens weniger wundern, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es damals draußen auf dem Lande noch weit schlimmer stand. Der Bauer hielt den Satz aufrecht, ein freier Mann dürfe sich die Haut gerben lassen von wem er wolle, behandelte sich demgemäß in fast allen Fällen mit Wein, Gewürz und Käse, oder ließ sich von einem Charlatan mißhandeln, der am Sonntag in demselben Augenblick, da der Pfarrer Amen sagte und von der Kanzel stieg, seinen Kram vor die Kirchenthüre und

die Trompete an den Mund setzte, der vorüberströmenden Gemeinde verkündigend, er habe schon ein Duzend Todte auferweckt.

Zimmermann entschädigte sich, wie er im Kleinstädter-Katechismus andeutet, für die Mißachtung seiner Mitbürger durch den schriftlichen Verkehr mit den bedeutendsten Zeitgenossen, und auch auf dem Gebiete seiner eigenen Kunst bot ihm das Schicksal, gütig und mannigfaltig wie es ist, für die Feindschaft seiner Collegen einen vollen Ersatz. Der ausgezeichnete Laufanner Arzt Tissot hatte ihm seine Vertheidigung der Schutzpocken zugesendet. Daran knüpfte sich ein Briefwechsel und dann eine wahre und warme Freundschaft, welche bis zu Zimmermanns Lebensende vorhielt.

Dorer citirt manche Stelle dieser interessanten Korrespondenz, unter Anderm ein Wort Tissot's, welches wir voreilend anführen, da es ein scharfes Licht auf Zimmermanns Charakter wirft und eine zerstörende Eigenschaft desselben kennzeichnet, die er freilich, als einen Grundzug der Epoche, mit manchem Zeitgenossen gemein hatte. Ich meine einen gewissen Zug von Unerfättlichkeit. Der Franzose bezeichnet diese faustische Eigenschaft kurzweg als Untugend und vergleicht sie mit dem Benehmen ungezogener Kinder, die, wenn sie nicht alle die Spielsachen haben können, nach welchen sie langen, sich auch nicht mehr mit denen beschäftigen, die man ihnen läßt, und welche, um des Genusses willen der ihnen fehlt, denjenigen vernichten, der ihnen dargeboten wird.

Es ist Thatsache, daß es Zimmermann in Kurzem nicht nur mit seinen Kollegen, sondern auch auf dem bürgerlichen und geselligen Boden mit den Regierenden und Tonangebenden gründlich verdarb, sogar mit den Bruggerinnen, welche ihn haßten und die er dann in seinem Katechismus so unritterlich behandelte. Und doch war er ein schöner Mann von sichern Umgangsformen, der ihnen überdies keinen Anlaß zu Herzensangelegenheiten und daraus entstehender Eifersucht gab. Zimmermann hatte ein zärtlich geliebtes Weib nach Brugg gebracht, eine Bernerin und Haller's Verwandte, eine verwittwete Stief,

welche dem Ruhelosen Sanftmuth und Gleichmaß der Stimmung als werthvollste Mitgift zubrachte\*).

Wenn wir uns Zimmermann vergegenwärtigen, wie er durch die reinliche Hauptstraße von Brugg und über die alterthümliche Brücke schritt, so war es eine vornehme Erscheinung vom Bernerschlage, ein großer und starkgebauter Herr, von Naturell heftig und gerade vor sich hin, doch sein Aeußeres und sein Betragen vollständig beherrschend. Ein schöner, leicht von den Blättern markirter Kopf, ein geistvolles blitzendes Auge mit einem durchdringenden Blicke, eine gewinnende Stimme, ein fester und leichter Gang, kurz ein imponirendes Wesen zeichnete ihn — mit Lavater zu reden — vor Zehntausenden aus. Aber dieser Gestalt fehlte die natürliche Anmuth; sie bewegte sich mit weltmännischer Gewandtheit, doch ohne Freiheit und Harmonie. Zimmermanns Gesundheit war von jung an eine bedrohte und wenn er von seinem Lieblinge, J. J. Rousseau, sagt, daß fürchterliche Keime von Hypochondrie und Melancholie seit früher Jugend in seinen Eingeweiden und Nerven lagen, so mag er auch an sich selbst gedacht haben.

Ich glaube, daß Zimmermann nur selten jenes leichte, schmerzlose Dasein genoß, welches allein den Namen Leben verdient und daß seine gewaltjame Selbstbeherrschung, die übrigens nur eine äußerliche war — denn sein eigentliches Wesen zu bändigen ist ihm nie gelungen — sich an seiner Gesundheit rächte. Lavater verräth uns, daß Zimmermanns Stimmungen in der Intimität auf eine erschreckende Weise wechselten und in ihr Gegentheil umschlugen, Kälte in Thränen, Zärtlichkeit in Härte, Rücksichtslosigkeit in Unterwürfigkeit, Empfindsamkeit in Satire und so weiter und daß bei ihm die mittlern Zustände, Wärme, Wohlwollen, Bescheidenheit, Humor fast gänzlich fehlten. So nennt er ihn einen „fragmentarischen Charakter, der in einem Augenblick alle mögliche, im andern gar keine Herrschaft über sich besaß, der im intimen Umgange

---

\*) Er verlor sie bald nach seiner Uebersiedelung nach Hannover und gewann dort eine zweite ebenso liebenswürdige und aufopfernde Frau.

von beleidigender Kälte zur Liebeshitze und umgekehrt überging, einen herzregirenden Mann, den jedoch ein Kind leiten konnte, wenn es ihn kannte (was Zimmermanns Glück in der Ehe erklärt), dazu gebildet, keinem Menschen Langeweile zu machen, aber oft Langeweile mit Todesangst zu erdulden.“

Letzteres ist für einen in der Kleinstadt Lebenden eine gefährliche Anlage und wenn man hinzunimmt, daß Zimmermanns Geist offenbar an gewissen Tagen mit gezogenem Schwerte erwachte und mit einem nicht zurückzudrängenden Bedürfnisse nach Polemik, ja nach Satire und Invektive, so fühlt man heraus, daß beide Theile, Zimmermann und seine Brugger, zugleich Beleidigte und Beleidiger waren.

Vor allem verdroß es Zimmermann, daß ihm von den örtlichen Gewalthabern die schuldigen Rücksichten — er war schon in ganz jungen Jahren eine wissenschaftliche und schriftstellerische Persönlichkeit — hartnäckig verweigert und er von denselben nicht nach den gültigen Gesetzen der guten Lebensart behandelt wurde.

Der „Empfang mit tief in die Stirne gedrücktem Hüte“ und die „den Predigern durch das Fenster erteilte Audienz“, von welchen im Katechismus die Rede ist, beziehen sich auf zwei verschiedene Lokalgrößen, auf den Stadtschultheißen Zimmermann „im obern Hause“ und auf den Hofmeister zu Königsfelden.

Der erstere Herr scheint der richtige Stadtmagnat und daneben ein prinzipieller Konservativer gewesen zu sein, der in Zimmermann den „Stürmer und Dränger“ witterte. Das stattliche Rathhaus von Brugg war seine Welt, da saß er chez soi mit bedecktem Haupte — vielleicht war er gegen die Zugluft empfindlich — zwischen Gültbriefen, sortirte Gold und Silber und verzeichnete die Korn- und Weizehnten. Sein privater Silberkasten soll bei den Stadtwahlen, deren Modus wir kennen lernen werden, manchen Zuwachs erhalten haben. Die Brugger hielten große Stücke auf ihn und als Zimmermann in einem Gedichte drucken ließ:

O du verwöhntes Volk der Großen dieser Erde . . . .

behaupteten sie einstimmig, er habe damit auf ihren Schultheißen, seinen Namensvetter „im obern Hause“, gezielt.

Ein wirkliches Personage war der die Staatsregierung vertretende Hofmeister zu Königsfelden\*), natürlich ein Bernerpatrizier. Er genoß ein fürstliches Einkommen und unterhielt eine zahlreiche Dienerschaft, welcher er — so erzählt die Brugger Stadtgeschichte — ausgiebig Thee zu trinken befahl und alle Monate die Ader schlagen ließ, weil es majestätisch lasse, wenn um einen Vornehmen alles blaß aussehe. Dieser Herr beleidigte zwar den Stadtarzt von Brugg in keiner Weise persönlich, sondern er ignorirte ihn einfach und lud ihn nicht „zu Hofe“, was freilich für einen jungen Ehrgeizigen die schlimmste Beleidigung war.

Dagegen mit einem Vorgänger dieses mit den Geistlichen seines Amtes nur durch das Fenster verkehrenden Edelmannes scheint der junge Schriftsteller auf gutem Fuße gestanden zu haben. Wenigstens ist das 1756 bei Heidegger in Zürich erschienene und jetzt sehr selten gewordene Büchlein „Betrachtungen über die Einsamkeit“, das, beiläufig gesagt, sofort in mehrere Sprachen übersetzt wurde und aus welchem im Laufe der Jahre Zimmermanns gleichnamiges Hauptwerk sich herausgebildet hat, einem Emanuel Tscharner, Hofmeister zu Königsfelden, zugeeignet. Diese Dedikation nimmt eine durch ihre Mischung von Schmeichelei und Menschenfeindschaft merkwürdige, auch stylistisch ächt zimmermannische Wendung.

„Ich bin so frei“, schreibt der Verfasser, „gegenwärtigen Blättern Dero erlauchten Namen vorzusetzen.“

„Ich würde mir schmeicheln, eine Art von Ueberzeugung bei einigen Lesern zu wege zu bringen, wenn ich mir die Denkungsart der größern Anzahl von Menschen so leicht angewöhnen könnte, als ich mich mit leichterer Mühe von derselben zu entfernen gewohnt bin. Sollten aber

---

\*) Der Narr in Königsfelden, so nennt ihn Zimmermann anderswo, der jeden hinauswerfen läßt, welcher ihn nicht mit „Durchlaucht“ tractirt.

Er. Wohlbedelgeboren einen gütigen Blick auf die Arbeit werfen, die ich Ihnen anzubieten die Ehre habe, so würde mein Gemüth die Beruhigung empfinden, die ein mächtiger Trost für jenen Griechen war, da alle seine Zuhörer ihn verließen und nur Plato blieb.“

Einen ganz besonderen Abscheu hatte Zimmermann gegen die Brugger Rechtsfachen. Kalt wie in der Todesstunde floß ihm der Schweiß aus allen Gliedern, sagt er uns, sobald er von gerichtlichen Händeln sprechen hörte. So empfand er denn einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den streitsüchtigen Stadtadvokaten, obgleich dieser auch ein Freund der Einsamkeit war.

Zimmermann schildert uns diesen Brugger als einen „fürchterlichen Menschenfeind, der zu Hause immer Pandektengift kochte.“ Ihm war beständig „als ob er Schlangen aus dessen wilder, ungekämmerter Verücke wirbeln sähe.“ „Rother und blauer Aussatz deckte des Mannes Gesicht. Der liebeichste Blick aus seinen buschigten Augenbrauen war ein Blick aus der Hölle. Bei jedem Worte hängte er euch einen Prozeß an den Hals. Er weidete sich an allem Bösen, wie ein Esel am Feigenbaum oder ein Herbstdieb am Weinstock. Sein Haus war die immer offene Zuflucht aller Boltergeister (sic) im Lande und aller Feinde der bürgerlichen Ruhe. Er vertheidigte jede Ungerechtigkeit, verfolgte alle biedern Leute, liebte jeden Bösewicht, bewirthete jeden Verläumder, registrierte alle Verläumdungen, protokollierte alle Lügen, advokatisirte für den Teufel und war der Vater einer Furie.“ Das heißt, gelassen gesprochen: der Stadtadvokat hatte eine Tochter und das Mädchen zeichnete sich nicht durch Sanftmuth aus.

Dieser helvetische Timon, schließt Zimmermann, befand sich dabei vortrefflich. Er machte sich täglich jene kleinen menschenfeindlichen Freuden im Stillen und lebte in seiner Einsamkeit zufrieden und glücklich.

Offen gestanden, ich möchte die Aehnlichkeit dieses Bildnisses nicht verbürgen. Zu deutlich tritt aus demselben die übertreibende Verve des



Schriftstellers hervor, welcher um jeden Preis ein Portrait à la Labruyère liefern will.

Auch auf dem politischen Boden, wo der Schweizer sich so heimisch fühlt, konnte es der junge Stadtarzt zu nichts bringen.

Edmund Dorer gibt uns hier aus den besten Quellen ein Bild der städtischen Verfassung von Brugg, welches aufbewahrt zu werden verdient.

Brugg besaß — soweit die Dokumente zurückreichen — zwei Schultheißer, den Amtsschultheißer und den Altschultheißer, die je das zweite Jahr mit einander wechselten und einen kleinen Rath von sieben Gliedern, die Schultheißer eingeschlossen, welche, ebenfalls abwechselnd, die verschiedenen Verwaltungszweige, die sogenannten Pflügen, besorgten; dann eine die Stadtrechnung kontrollirende Behörde, die Zwölfer, und — als unterste Stufe — eine „Kleinglocke“ von zweiunddreißig Mitgliedern. Die Vakanz dieser Kleinglocke aber wurden von dem kleinen Rathe besetzt — jeder Rathsherr ernannte aus den in weißen Strümpfen bei ihm kandidirenden Bürgern einen Kleinglockner. Man sieht, der kleine Rath von Brugg besaß das im vorigen Jahrhundert so gepriesene Arcanum: „sich selbst wiederzugebären“, er ernannte die Kleinglockner, die Kleinglockner ernannten die Zwölfer, aus den Zwölfern erstand der kleine Rath selbst wieder, wie der Phönix aus der Asche.

Die Rathsherrnstellen waren gut dotirt, mit einem Gehalte von 500 bis 800 Gulden, zwölf Klafter Holz, einem Quantum Getreide und acht jährlichen Mahlzeiten auf Staatskosten. Der Gewählte wurde von der ganzen gepukten Stadt beglückwünscht und bewirthete dieselbe reichlich. Dafür wurde er als ein Wesen höherer Art betrachtet und ein ausgebildetes Ceremoniell entsprach seiner Würde.

Es war ein imponirender Anblick, wenn sich Meine Herren von Brugg im Rathhause oder sonntäglich in der Kirche versammelten. In letzterer saßen sie in folgender Ordnung: zuhinterst die Schultheißer und der kleine Rath in Mantel, Rabat und Degen, vor ihnen der Groß- und der Kleinweibel in den Mänteln mit der Stadtfarbe und

mit den Stäben, die zwei Stadtboten, der Hochwächter, die Nachtwächter und der Küster. Vor dem kleinen Rathe nahmen die Zwölfer Platz, ebenfalls in Mantel, Rabat und Degen, und zuvorderst die Kleinglocke in Mantel und Degen, ohne Rabat.

Es ist ein Faktum: der schon weltberühmte Zimmermann brachte es in Brugg zu keiner Rathsstelle, nicht einmal zum Zwölfer und zum Rabat, sondern blieb schmähslich in der Kleinglocke, welche er präsidirte, und vor der Kanzel sitzen. Wer über solche Zurücksetzungen nicht lachen kann, muß sich nothwendig darüber ärgern und so kam es, daß sich Zimmermann von den Gastereien und Spieltischen seiner Mitbürger allmählig in die Einsamkeit seines Hauses zurückzog, wodurch er sie wieder gründlich kränkte.

Es ist anzunehmen, daß die Brugger, wenn sie von seinen wissenschaftlichen und schriftstellerischen Erfolgen wie von einem Märchen reden hörten, sich noch mehr gegen ihn verhärteten und das republikanische *ne quis emineat!* doppelt strengere geltend machten. Man verbiß sich gegenseitig und diese einbildischen und hornirten Spießbürger mögen sich wirkliche Ungezogenheiten und Rohheiten gegen ihn erlaubt haben. Er aber war nicht ruhig und innerlich groß genug, um in diesen Fällen das zugleich milde und strenge göthesche Wort in Anwendung zu bringen: „das Gemeine muß man nicht rügen, denn das bleibt sich immer gleich.“

So gänzlich verlassen übrigens war Zimmermann nicht. Er besaß in Brugg einige gute Freunde, die Prediger Stapfer und Kengger und den Rathsherrn Schmid, einen Verwandten, der ein sehr braver Mann gewesen sein muß. Diesen blieb er bis an sein Lebensende unwandelbar verpflichtet. Seine Freundestreue und seine Dankbarkeit werden einstimmig gerühmt.

Von seiner exemplarischen Frau wurde der Widerspruchsvolle verstanden und herzlich geliebt\*); sie machte ihm das Flämmchen seines

---

\*) Ihr letztes Wort auf dem Sterbebette war: „Wer wird dich, armer Zimmermann, verstehen, wenn ich nicht mehr da bin?“

häuslichen Herdes anmuthig. Auf seine zwei Kinder dagegen — und das ist die tragische Seite seiner Hypochondrie — färbte seine Ruhmsucht und seine Verstimmung gegen die kleine Vaterstadt nur allzubald ab. Das Herz zieht sich zusammen, wenn man den Vater selbst erzählen hört, wie der fünfjährige Knabe, welchem die Biographien Plutarchs in die Hand gegeben wurden, die Frage thut: „Wird man dann dereinst mein Leben auch beschreiben?“ und wie die kleine Katharina, im Dialekt „Gattüngi“ geheißten, sich beklagt: „Mutter, Mutter, ich weiß nirgends hin, ich habe gar erschrecklich lange Zeit, das Leben ist so einförmig (s' Lebe ist so glich)!“ Aus dieser „Gattüngi“ wurde das arme Mädchen, von dem Göthe erzählt, und der frühreife Knabe, der fragte, ob man sein Leben beschreiben werde, erlosch in der Dunkelheit des Wahnsinnes. Ich will Göthe reden lassen, welcher der Tochter Zimmermanns in seinem Vaterhause begegnete:

„Eine Tochter, die mit Zimmermann reiste, war, als er sich in der Nachbarschaft umfah, bei uns geblieben. Sie konnte etwa sechszehn Jahre alt sein. Schlank und wohlgewachsen, trat sie auf ohne Zierlichkeit, ihr regelmäziges Gesicht wäre angenehm gewesen, wenn sich ein Zug von Theilnahme darin aufgethan hätte; aber sie sah immer ruhig aus wie ein Bild; sie äußerte sich selten, in der Gegenwart ihres Vaters nie. Kaum aber war sie einige Tage mit meiner Mutter allein und hatte die heitere, liebevolle Gegenwart dieser theilnehmenden Frau in sich aufgenommen, als sie sich ihr mit aufgeschlossenem Herzen zu Füßen warf und unter tausend Thränen bat, sie dazubehalten. Mit dem leidenschaftlichsten Ausdruck erklärte sie, als Magd, als Sklavin wolle sie zeitlebens im Hause bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, von dessen Härte und Tyrannei man sich keinen Begriff machen könne. Ihr Bruder sei über diese Behandlung wahnsinnig geworden, sie habe es mit Noth so lange getragen, weil sie geglaubt, es sei in jeder Familie nicht anders oder nicht viel besser; da sie nun aber eine so liebevolle, heitere, zwanglose Behandlung erfahren, so werde ihr Zustand zu einer wahren Hölle . . . Meine Mutter gab sich viele

Mühe mit dem guten Kinde, aber es ward dadurch nur immer unglücklich<sup>er</sup>. Man fand zuletzt noch einen Ausweg, sie in eine Pension zu thun. Sie hat übrigens ihr Leben nicht hoch gebracht.“

Das ist nicht heiter. Aber so stand es um Zimmermann noch nicht, als er in Brugg lebte, sondern erst zehn Jahre später wurde die Härte des Vaters gegen seine Kinder unter den Zeitgenossen als eine bekannte Sache besprochen.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Göthe den Auftritt zwischen der Frau Rath und der „Gattüngi“ wesentlich übertrieben habe. Merkwürdig aber ist, wie diese „Gattüngi“ ihrem Vater äußerlich und innerlich geglichen haben muß. Wie er, besaß sie einen schlanken Wuchs und regelmäßige Züge ohne Anmuth und Wärme; wie bei ihm schlug ihre Selbstbeherrschung und anscheinende Kälte ohne Mittelstufe in Verzweiflung und strömende Thränen um.

Unter Zimmermanns vielen Aufzeichnungen befindet sich eine an den Lavaterschen „Erinnerer“ gerichtete, worin er, zu einem bestimmten physiologischen Zwecke, der uns hier nichts angeht, eine seiner Tagesordnungen in Brugg bis ins Einzelne beschreibt. Es sei uns erlaubt, diesen übrigens unbedeutenden Tagesverlauf mitzutheilen, nur um den Beweis zu erbringen, daß bei Zimmermann auch ganz erträgliche und lebbare, ja glückliche Tage den Druck der Bruggerverhältnisse und des eigenen schwierigen Naturells unterbrochen haben.

„5. November 1765. Den ganzen Morgen hindurch war mein Kopf ungemein helle, ich erfand den Plan zu einem ganz in die ausübende Arzneikunst einschlagenden Buche; eine Menge dahin gehörender Ideen drängten sich herbei, ich schrieb alles auf und ging verjüngt zu meiner Mittagsmahlzeit. Nach Tische schrieb ich etwas ganz Mechanisches. Ich ging hierauf in Gesellschaft, wo ich ein paar Augenblicke sehr aufgeweckt war und die übrige Zeit bald mit einigen Frauen tändelte, bald in mich selbst zurückging und an mein Buch dachte. Von diesem Orte ward ich durch Berufsgeschäfte weggeführt und mit diesen brachte ich die ganze Zeit bis um acht Uhr des Abends zu. Meine Nachtmahlzeit

war mäßig, ich aß einen Bissen von einem Rebhuhn und trank nach meiner Gewohnheit ein paar Gläser Wein. Bei Tische sprach ich aus meinem Herzensgrunde mit meiner Familie von der mir so seltenen Heiterkeit meines Geistes, die mir Gott in diesem dunkeln Monat schenkte. Um zehn Uhr legte ich mich, ohne die geringste Beklemmung in meinem Leibe oder in meiner Seele zu spüren, ganz heiter und friedsam zu Bette. Ich richtete nach meiner Gewohnheit mein Herz zu Gott und schlief ein.“

Der Glückliche unter uns möchte sich kaum einen andern Tag wünschen!

Auch eine gütige schöne Freundin besaß Zimmermann in Brugg: die das Städtchen umgebende Natur. Wenn er hinauswandelte, ging er — wie Edmund Dorer hübsch sagt — in doppeltem Sinne ins Freie. Er hatte diese bei Melancholikern einen unglaublichen Grad von Intensität erreichende Naturliebe mit Jean Jaques gemein, dessen Neigung für englische Parke er gleichfalls theilte, aus seinem Eigenen den deutsch-romantischen Geschmack an Schloß- und Klosterruinen beifügend, die er schon als Knabe zu besuchen liebte.

Dorer begleitet Zimmermann auf einem seiner einsamen Spaziergänge.

„Der Verbitterte genoß“, sagt er uns, „die stille Natur und empfand nichts als die Seelenfreude. Oft blickte er im Gefühle dieser sanften Lust, im Frühjahr, in das herrliche Heimathal hinab, da wo die Trümmer des Wohnsitzes Rudolfs von Habsburg auf dem Rücken eines waldigen Berges unter allem möglichen Grün sich erheben. Da sah er, wie die Aar bald unter hohen Ufern in einem weiten Bette herabströmt, bald durch enge Felsen sich stürzt und dann wieder ruhig und langsam sich schlängelt, während ihr die Aeuß und die Limmat zueilen, friedlich mit ihr sich vereinigend. In dem schönen Vorgrund sah er die königliche Einsamkeit, wo die Gebeine der Habsburger und der von den Schweizern bei Sempach Erschlagenen in klösterlicher Stille ruhten. Weit umher breitete sich vor ihm das lange Thal, wo

Die große Stadt Windoniffa gestanden und die Ruinen lagen, auf welchen er so oft in stiller Betrachtung über die Vergänglichkeit menschlicher Größe saß. Im fernsten Gesichtskreise erhoben sich über anmuthigen Hügeln die lichten Hochgebirge und mitten unter diesen Szenen fiel sein Blick vom hohen Walde, wo er stand, über die Weinberge hinab tief zu seinen Füßen auf seine kleine, reinliche Vaterstadt, auf jedes Haus und auf jedes Fenster. Dies alles sehend und vergleichend, sprach er dann zu sich selbst: Ach! warum ward doch meiner Seele so enge mitten unter so vieler Veranlassung zu großen Gedanken? Warum ward mir da doch der schöne heitere Winter so trübe? Warum hatte ich da so viele lange Weile, so viele Unlust, so vielen Gram, da ich doch jetzt nichts empfinde als Liebe und Ruhe und alle schiefen Urtheile verzeihe und alles erlittene Unrecht vergesse? Warum ist dieses kleine, hier zu meinen Füßen zusammengepreßte Häuflein Menschen so unruhig? Warum lebt da manche gute Seele so verſcheucht? Warum ist da der Eine so stolz und der Andere so demüthig und zerſchlagen? Warum ist da so viel Streit und Neid, da doch jeder Vogel in der Luft neben dem andern Platz hat? Dann stieg er, noch vergnügt und friedſam, von ſeinem Berge herab, machte den Regenten ſeiner Vaterstadt tiefe Reſerenzen, gab jedem ſeiner Mitbürger die Hand und behielt dieſe ſelige Stimmung, bis er“ — nun bis er den nächſten Verdruß hatte und dieſer den alten Merger wieder aufweckte.

Endlich machte ſich Zimmermann von Brugg loſ. Dorer nennt es ſcherzend ein „Heimweh eigener Art“, was den Stadtarzt aus ſeinem Vaterſtädtchen vertrieb und zitiert dazu eine Stelle aus dem Buche „Ueber die Einſamkeit“:

„Eine Traurigkeit aus der vergeblichen Begierde ſeine Leute wiederzuſehen zeugt eine Krankheit, die zuweilen, nach einer kurzen Schwermuth, dem Tode überliefert. Die Schweizer ſind aus Ueberzeugung von den Vortheilen ihres Vaterlandes gewohnt, dieſe Melancholie ſich allein zuzueignen, da doch andere Völker ebenſoviel Recht dazu haben.

Aber jeder Schweizer fühlt endlich, wie ich, das Heimweh unter einem andern Namen mitten auf dem Feuerherde seiner Hausgötter, wenn er glaubt, er lebe vergnügter in einer andern Stadt oder in einem andern Lande.“

Der treue Tissot bemühte sich nach Kräften, Zimmermann einen größern Wirkungskreis zu verschaffen. Diesem aber erschwerte dieselbe Gemüths- und Nervenstimmung, welche ihn nach einer Veränderung begierig machte, es zu einer entscheidenden Wahl und einem mannhaften Entschlusse zu bringen. Es ist wahr: die Anträge und Möglichkeiten — denn Zimmermann besaß einen europäischen Ruf — vervielfältigten sich auf eine verwirrende und fast beunruhigende Weise. Nach und mit einander tauchten auf und kamen in Vorschlag: ein akademischer Stuhl in Göttingen; eine durch Subscription zu ermöglichende begünstigte Stellung in Bern; ein Ruf des Grafen Stadion nach seinem Tusculum Wartshausen, wo Zimmermann, als Arzt und Gesellschafter, eine edle Muße genossen hätte; ein Ruf nach Orbe, zwar auch einer kleinen Stadt, aber in Verhältnisse, welche „die Weisheit der dortigen Behörden zu höchst ehrenvollen machte“; ein Bibliothekariat bei dem Könige von Polen; eine Berufung als Stadt- oder oberster Staatsarzt nach Solothurn, wo Zimmermann die althergebrachte hübsche Geselligkeit und läßliche Lebensauffassung annuthete; die Stelle eines Leibarztes bei dem oben erwähnten König von Polen; endlich dieselbe, durch den Tod Werthofs erledigte Stelle in Hannover mit einem Gehalte von 1200 Thalern, welche Zimmermann dann auch annahm. Er wurde königlich britischer Hofarzt, um es bis an sein Lebensende zu bleiben.

Nun kamen die geheizten, unruhigen Stunden des Räumens und Packens. Drei Monate waren ihm zur Ordnung seiner Geschäfte gegeben. Ein Inventar wurde aufgenommen, Schwiegermutter und Frau wollten überall dabei sein und es gab stürmische Szenen. „Ich wäre der glücklichste Mann“, schreibt der Scheidende an Tissot, „wenn ich mit gutem Gewissen fünfzehn Tage nach Lausanne durchgehen könnte, aber, in der gegenwärtigen Lage der Dinge, gliche ich, mein Haus ver-

lassend, einem Arzte der seine Stadt, wo die Pest herrscht, im Stiche ließe, um sich mit fernen Freunden zu belustigen.“

Zum Glücke stand der ruhige Rathsherr Schmid, der Freund und Verwandte der Familie, den Aufgeregten beschwichtigend bei und übernahm es auch, Zimmermanns ökonomische Angelegenheiten nach seiner Entfernung von Brugg zu besorgen; denn dieser gab seltsamer Weise den Gedanken nicht auf, einmal wieder in das ihm so gründlich verleidete Vaterstädtchen zurückzukehren.

Hatte sich seine Stimmung geändert? Verließ er nicht ohne ein Gefühl der Wehmuth, wo nicht die Gassen, doch das Bild seines Städtchens, die rauschende Aare und den Burgfrieden seiner Wohnung?

Zimmermann besaß in Brugg ein sehr schönes Haus mit bequemen Räumen und tausend Erinnerungen.

Da war das Fenster, an welchem er einst mit Lavater gestanden, einem militärischen Zuge zusehend, welcher sich durch die Gassen von Brugg bewegte. Lavater wurde trotz seines in die Ferne kurzen Auges von der Gasse herauf durch einen Kopf dergestalt frappirt, daß er sich bewogen fühlte ein sehr entscheidendes Urtheil über denselben abzugeben, übrigens ohne die mindeste Ueberlegung, ohne den mindesten Gedanken daß er etwas Merkwürdiges sage. Zimmermann fragte ihn mit einigem Erstaunen, worauf sich sein Urtheil gründe, und Hans Kaspar erwiderte: ich las es aus dem Halse. Dies war die Geburtsstunde der Physiognomik.

Dort hinten hinaus lag das stille Schlafgemach, wo ein Traum geträumt worden war, welcher dem Zürcher den Anlaß zu seinem ersten Buche gab und so mittelbar den Grund zu seinem literarischen Namen legte. Das war so gekommen. Zimmermann hatte träumend eine Vision seiner Frau als einer Seligen gehabt, obwohl dieselbe ruhig an seiner Seite schlummerte. Das Traumbild hatte sich über die Zustände einer Abgeschiedenen würdig, ich hätte fast gesagt verständig geäußert und Zimmermann seinen Traum sofort an Lavater geschrieben. Die Einbildungskraft des Zürchers fing Feuer und es entstanden: „Die



Aussichten in die Ewigkeit“, deren Behauptungen und Kombinationen man nicht einmal gewagt und abenteuerlich nennen kann, weil sie überhaupt jenseits des Erkennbaren, außerhalb der Grenzen von Erfahrung und Vernunft liegen und ins Besondere dem Geistlichen, wie mir scheint, durch die Definition des Glaubens im Hebräerbriefer widerrathen waren. Diese „Aussichten in die Ewigkeit“ erschienen dann als „Briefe“, welche der noch unbekanntere fünfundzwanzigjährige Lavater an den siebenunddreißigjährigen schon berühmten Zimmermann richten durfte. Sie fanden Verbreitung und trugen Hans Kaspar von orthodoxer Seite das Attribut eines Ketzers, von rationalistischer dasjenige eines „Lappi“ ein, als Gegenwerthe aber ein hübsch eingeschränktes öffentliches Lob von Herder und ein paar bibelfeste, herrliche Zeilen von Göthe, welcher bekanntlich seinen Unglauben an die mögliche Vernichtung des Individuums durch alle Entfaltungen seines Leben fest und sich konsequent für einen Unsterblichen gehalten hat.

Da war vor allem, weit über die Häuser weg in's Freie blickend, die hoch und still gelegene Dachstube, welche Zimmermann zu seinem Museum erwählt hatte, eine lustige Klause, wo ihm nur etwa ein Vogel, auf dem Sims des offenstehenden Fensters herumhüpfend, Gesellschaft leistete. Hier lebte der halb freiwillige Eremit mit seinen Büchern und seiner Feder; hier schrieb er, neben manchem kleineren Versuche, das Leben seines Meisters Haller und die drei Werke (vom dritten wenigstens den ersten Entwurf), welche seinen Namen — Zimmermann war ohne Vergleich der am meisten übersetzte Deutsche seiner Zeit — von dieser Dachkammer aus über die Welt verbreiteten. Ich bin überzeugt, daß seine Bücher, das „vom Nationalstolz“, das von Göthe in Wahrheit und Dichtung charakterisirte „von der Erfahrung in der Arzneikunst“ und das bekannteste „über die Einsamkeit“ heute noch in der kleinen Bibliothek manches französischen oder italienischen Pfarrers und Landarztes an dem Ehrenplatze stehen, mit Erbauung gelesen und als unbedingt klassisch betrachtet werden.

Sie entstanden in dem „reizlosen und alle Flammen des Geistes auslöschenden Orte,“ wie Zimmermann öffentlich in einem seiner Werke — und das war entschieden zu viel — sein Vaterstädtchen nannte. „Wäre ich in Brugg nicht verachtet und verfolgt gewesen“, erklärt er uns, „ich hätte keine Bücher geschrieben und wäre nicht berühmt geworden“. Dergestalt legt uns Zimmermann selber das Geständniß ab, daß er seinen Ruhm nicht zum wenigsten seiner Vaterstadt schuldet. Wäre ich ein Brugger, etwa der Urenkel eines Schultheißen, ich würde den Antrag stellen, das Eigenthumsrecht des Städtchens auf seinen undankbaren großen Mann geltend zu machen und dem Andenken des weiland Stadtarztes an einem ehrenvollen öffentlichen Orte oder lieber noch an einem kühlen Schattenplatze wider seinen Willen eine Büste zu weihen!

Auch wäre der Beweis leicht zu führen, daß sowohl das Buch „vom Nationalstolze“ als das über die „Einsamkeit“ den Brugger Verhältnissen seinen Ursprung verdankt. Denn Zimmermann war eigentlich ein Gelegenheitschriftsteller, der ein Motiv leidenschaftlich aufgriff, in seinem von allen Windstößen der Zeit durchbrausten Kopfe hin und her warf, und dann stimmungsvoll und rhapsodisch behandelte. Erst in der folgenden Auflage vergrößerte er den Rahmen, durchdachte und vertiefte das Thema, legte die Gewichte von Wahrheit und Gegenwahrheit, beseitigte die Paradoxen und die Widersprüche, strich die Invektiven oder richtete sie an eine andere Adresse und fügte, nach französischem und englischem Muster, den illustrirenden historischen Zug, die witzige Anekdote bei.

Und alles was er schrieb, wurde ihm zur persönlichen Sache. So wenig als Lavater, hatte er den Begriff des uneigennütigen Denkens oder des selbständigen Kunstwerkes. Das lag nicht in seiner Zeit. Beides, Denken und Kunst, sollten, ächt republikanisch, bessern, belehren und sich unmittelbar praktisch verwerthen lassen. Er geberdete sich, wie Rousseau und Lavater, als öffentlicher Lehrer, als Reformator und drängte der Welt die Willkür und Schrankenlosigkeit seiner Person auf. Das gab ihm Gewalt über die Seelen, so oft und so lange er mit

einem revolutionären Elemente oder mit einer gerechten Forderung der Zeit von ungefähr zusammenging, erklärt aber auch die Hestigkeit der persönlichen Angriffe, denen er sich bloßstellte, und die Verkennung, welche er erfuhr, als er dem Zeitgeiste zu widersprechen begann.

Sein Buch „vom Nationalstolze“ ist eigentlich oder war wenigstens ursprünglich — es hat sich bei jeder neuen Auflage verwandelt — gegen den Nationalstolz gerichtet. Das beweisen schon die Bignetten, welche Zimmermann den verschiedenen Auflagen voransetzen ließ. Vor der ersten: ein Tartar-Chan, der Milch und Pferdefleisch genießt und durch einen Herold verkündigen läßt: allen Herren dieser Erde erlaube ich nun auch zu essen! Vor der zweiten: die Buckligen, einen gerade Gewachsenen als Mißgestalt anstarrend und bedauernd. (So pflegte Zimmermann im Verkehre mit seinen Freunden das Verhältniß zu seinen Mitbürgern mit Vorliebe zu allegorisiren.) Die dritte Auflage war ein Wiener Nachdruck. Die vierte bringt zwei Bignetten: ein auf einem Pfau reitender Affe setzt Vertretern verschiedener Nationalitäten Brillen auf die Nasen und: ein auf einem Stücke Holz thronender schwarzer König fragt: wie spricht man in Paris von mir?

Ueberdies findet sich in der ersten Auflage eine bedenkliche Stelle, die dann in den folgenden verschwunden ist. Nachdem Zimmermann den falschen Nationalstolz aus humanen Gründen verworfen hat, lobt er den ächten, welchen er der Vaterlandsliebe gleichsetzt und zugleich die heimische republikanische Staatsform\*), schließt dann aber mit folgender seltsamen und gespreizten Wendung: „Ich gehe zu weit. Ich habe eine Satire schreiben wollen und bin ein Lobredner geworden. So sehr muß ich zum Loben geneigt sein, daß ich auch lobe, wo ich nur zu schelten hätte.“

So dreht sich die Klinge in seiner Hand und sticht wieder gegen die Brugger.

Das Buch „über die Einsamkeit“ hat, aus wenigen Blättern zu vier starken Bänden anwachsend, Zimmermann durch sein ganzes Dasein

---

\*) In einer spätern Auflage läßt er in einem neu hinzugekommenen Kapitel auch dem Nationalstolz in monarchischen Staaten Gerechtigkeit widerfahren.

begleitet. So ziemlich alles, was er über Leben, Religion, Politik gedacht hat, ist darin gesammelt an dem dünnen Faden, ich hätte fast gesagt unter dem Vorwande folgenden Gedankenganges: Tugend macht selbständig und befreit von der Welt- und Menschenfurcht. Der Charakter und das Gemüth aber reinigt und befestigt sich durch einen gewissenhaften Gebrauch der Einsamkeit.

Zimmermann begann sein Werk, wie er ausdrücklich sagt, um seinen Hang zur Einsamkeit gegen seine Mitbürger zu vertheidigen, welche, unterhaltsam und gesellig wie sie waren, ihm denselben verdachten und zum Vorwurfe machten.

Es ist, objektiv gesprochen, ein, trotz manchem Sophismus, gutes, jedenfalls ein geistreiches Buch; als „Selbstbekenntniß“ betrachtet, kennzeichnet es den Menschen und die Epoche.

„Der Autor hat jedes Blatt dieses Buches gelebt“ sagt uns Edmund Dorer.

Zimmermann war ein Kenner der Einsamkeit. Er nennt sie seine erste Liebe und suchte sie schon als Knabe. Er suchte sie als Jüngling an den Ufern des Lemman und empfand sie als eine Süßigkeit des Daseins. Er suchte sie als Mann in seiner Dachstube und sie gab ihm den Ruhm. Er suchte sie noch in der Agonie und endete mit den Worten: „ich sterbe, laffet mich allein!“

Da war auch im zweiten Stockwerke das nette 'Sälchen', wo Zimmermann bei einem Glase Wein mit seinem Gaste, dem kaum einige Jahre jüngeren Wieland, sich so lustig gezanft und ein ander Mal mit seinem Zürcher Freunde Hans Kaspar Hirzel so ausgiebig geweint hatte.

Sicherlich ging es lebhaft zu, wann Zimmermann und Wieland sich zusammen gütlich thaten. Da rückte der Schwabe dem Brugger seinen impetuosen Geist vor, „der ihm einen Poffen um den andern spiele“. Der Stadtarzt aber antwortete mit derben Spässen über das aus dem Seraphiker unvermuthet herausgewachsene Weltkind, welches jetzt „den Horaz dem Plato, den Lokaier dem Nektar, eine rundliche Phyllis einer ätherischen Panthea vorziehe.“ Dabei machte der

kräftig Gebaute den angehenden Epikuräer spöttelnd auf seine dünnen Beine aufmerksam. Wieland gab seine Wadenlosigkeit zu, wollte aber in der epikuräischen Schule durchaus nicht so weit vorgeschritten sein, wie Zimmermann ihm zuschob, ja er leugnete überhaupt, im engern Sinne zu der Herde Epikurs zu gehören. Um Rache zu üben, sprach er dann dem Brugger, welcher seinen Vers, freilich einen sehr formlosen, dichtete wie ein anderer, jedes tiefere Verständniß für Poesie ab\*), womit es ihm aber, zu seinem Erstaunen, nicht gelang, den sonst so reizbaren Stadtarzt aufzubringen. Dann stritten sie über den Werth der Metaphysik, die Berechtigung der Anachoreten und Mystiker und über andere interessante Gegenstände, ihre Meinungen wechselnd, wie die Fechter im „Hamlet“ ihre Rappiere.

Da mochte Zimmermann dem jugendlichen Dichter wohl auch seine Bruggerleiden vorklagen und dieser, so leichtblütig er war, aus Gefälligkeit mit ihm sympathisiren. Wann sich dann aber der leidenschaftliche Hauswirt von seiner Beredsamkeit und seiner Galle hinreißen ließ, von einer systematischen Verfolgung zu sprechen, deren Opfer er hier sei, schüttelte gewiß der kluge Schwabe den Kopf dazu und dachte an Rousseau, welcher sich aus ein paar widerwärtigen Vorfällen, Anfeindungen und Verfolgungen mit verderblicher Logik eine gegen ihn gezettelte allgemeine Verschwörung zusammengesonnen hatte. Und, um dem Gespräche eine vergnüglichere Wendung zu geben, forderte er dann wohl den Hypochonder auf, ihm einige der vorzüglichsten und aufdringlichsten Brugger Stadtkarikaturen mimisch vorzuführen. Das ließ sich Zimmermann nicht zweimal sagen und, sich selbst als den Naturforscher und Arzt Demokrit, seine Mitbürger aber als die Abderiten in Szene setzend, legte er ihnen Worte in den Mund, ungefähr wie folgende: „Unser Stadtarzt

---

\*) Ich glaube, daß Wieland nicht ganz Unrecht hatte. Zimmermann, welcher die englischen Dichter im Originale lesen konnte, spricht in einem Jugendbriefe von Shakespeare's „Strohfeuer“. Aber freilich aus einem hingeworfenen sinnlosen Worte läßt sich nichts schließen und später befreundete sich Zimmermann, wie immer den Impulsen der Zeit folgend, mit den Werken des größten Dichters.

wird melancholisch. Man muß ihn vom Morgen bis in die Nacht besuchen; er muß mit uns Regel schieben und in die Scheibe schießen“. Solche Worte mögen von den satirischen Lippen Zimmermanns als Saatkörner in die empfängliche Phantasie Wielands gefallen sein, dort sich entwickelnd, bis die eigene Erfahrung einer Kleinstadt, des Reichsstädtchens Viberach, den lustigen Roman der Abderiten zeitigte.

Die Beiden blieben noch lange in freundlichem Verkehre, bis sie das Schicksal weit auseinander führte, beide in günstige äußere Verhältnisse, aber den Poeten in ein zufriedenes Dasein, den Arzt in immer dunklere Tage.

Doch ich wollte noch erzählen, wie zwei erwachsene und stattliche Männer in diesem Sälchen anläßlich eines Excerptenheftes sich umarmt und reichliche Zähren vergossen haben. Mit aller Ehrerbietung für die Thränen unserer literarisch gebildeten Urgroßväter sei es gesagt: ich kann mich des Argwohns nicht erwehren, daß ein wenig Mode, ein bißchen unschuldiges Schauspiel dabei war.

Zimmermann saß mit seinem Gaste Hans Kaspar Hirzel zusammen, welcher ein Arzt und ein patriotischer Schriftsteller und ein Poet war wie er, und überdies der Entdecker des „philosophischen Bauers“ Kleinjogg.

Da begab sich Folgendes:

Zimmermann wies seinem Züricher Freunde die Excerpten seiner Lektüre, welche er sich nach Hallerscher Methode in bequemer Ordnung angelegt hatte. „Hirzel besah die Hefte sehr aufmerksam (wir zitiren wörtlich), unterhielt sich mit Zimmermann darüber, war sehr lustig und lachte oft. Endlich fing er auf einmal an stille und trübselig zu werden. Zuletzt brach er in Thränen aus.

Die Szene bestürzte Zimmermann. Er fragte mit Rührung nach der Ursache der Thränen. Hirzel blieb sprachlos. Zimmermann bat und beschwor ihn, daß er doch sprechen möge, daß er ihm die Ursache seiner Traurigkeit entdecke.

Endlich sagte Hirzel: „ich weine aus Neid!“

Da fiel ihm Zimmermann um den Hals, drückte ihn an seine Brust und vergoß selbst tausend Thränen.“

Hirzel hinterließ als Gastgeschenk seinem Freunde ein Blatt Hexameter, worin er die Frau seines Wirthes besang, wie er denn Zimmermanns ganzes Leben bis zu dessen Abreise von Brugg mit seinen ausdauernden Hexametern begleitet hat. \*)

Einen kurzweiligeren Gefellen fand Zimmermann in Salomon Gefner, welcher auch in seinem Hause in Brugg erschien und den er dann nach Schinznach, dem Versammlungsorte der helvetischen Gesellschaft, begleitete. Sie verkehrten viel mit einander und eines Tages, zwischen Habsburg und der Aare sich ergehend, theilte Gefner seinem Freunde mit, er beschäftige sich mit dem Gedanken, „amerikanische Idyllen“ zu schreiben, offenbar um für seine idealen Hirten einen unberührten Boden zu gewinnen. Aber es kam nicht dazu, Gefner blieb seiner heimatlosen Schäferei getreu. Daneben war er aber ein lustiger Schelm, wie ihn Kleist, der Verfasser des Frühlings, nennt und dem Idyllendichter kommt das Verdienst zu, Zimmermann zu dem ausgelassensten Gelächter seines Lebens gebracht zu haben. Gefner, in Schinznach von einer heftigen Kolik befallen, ließ ihn zu sich rufen. Zimmermann eilte mit beklommenem Herzen hin, aber kaum hatte er mit dem Kranken ein paar Worte gewechselt, als dieser den Ausdruck seines Leidens mit verzweifelten Sprüngen und sprechenden Geberden so toll karikirte, daß der Arzt und der Patient nicht aus dem Lachen kamen.

Alles dieses haftete an Zimmermanns Brugger Hause und der aus seiner Dachkammer überblickbaren Landschaft. So mag er es ungerne verlassen und, als den 12. Juli 1768 sein Reisewagen aus dem Thore

---

\*) Auch Wieland schwärmte für die Frau Zimmermanns: „Ein Brief von deiner Frau“, schreibt er noch in seiner ersten Manier, „lehrt mich besser, was das Gute und Schöne ist, als Plato und Aristoteles, und, wenn sie mir entrissen würde, würde ich ihr in die Welt der Engel nachfolgen.“ Das hatte gute Weile.

des Vaterstädtchens rollte, auch für dieses, wo nicht einen freundlichen Abschiedsblick, doch einen versöhnlichen Abschiedsgedanken gehabt haben.

Aber Jugendeindrücke sind unvertilglich und treten oft, bei Beginn des Alters, mit verschärfter Deutlichkeit hervor.

Zimmermann fand in Hannover, mit Göthe zu reden: „äußeres Ansehen, Ruhm, Ehre, Rang und Vermögen“, aber er fand auch die Dämonen wieder, welche ihn in der Kleinstadt gequält hatten.

In der großen Ausgabe des Buches „über die Einsamkeit“ fällt er mit verdoppelten Keulenschlägen über die Kleinstädter her, mit welchen man am Ende beinahe Mitleiden empfindet, und im Norden von Deutschland, nach zwanzig verflossenen Jahren, kann der königlich britische Leibarzt die alten Fraßen nicht los werden. Das Thema ist: Hartnäckige Einsamkeit als das einzige Rettungsmittel in einer Kleinstadt. Trotz der sorgfältig gebauten Perioden einer sogenannten klassischen Prosa widerstrebt es uns, diese äußerlich gedrechselten und innerlich so wild menschenfeindlichen Sätze zu wiederholen; wir beschränken uns auf ein anderwärts niedergelegtes zusammenfassendes Wort, das noch bitter genug lautet:

„Ich kenne kein unglücklicheres Schicksal, als genöthigt zu sein in einer kleinen Stadt zu leben. Gewiß, ganz gewiß werden die Menschen da schlimmer, als sie es insgemein sind. Ob sie gleich nicht stehlen und morden, so macht doch, die braven Leute ausgenommen, einer dem andern das Leben so betrübt als es nur immer möglich ist. Ich war doch in Brugg kein Monstrum, kein Verbrecher, kein Scheusal der menschlichen Gesellschaft und doch haßten mich meine Mitbürger vierzehn lange Jahre.“ Und nun genug von der Kleinstadt.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß wir, auf Besuch bei einem Freunde, uns unwillkürlich sein Heim, seine Studierstube, die Linden seines Hofes, Licht und Schatten seines Gartens, kurz seine ganze Lebensbühne idealisiren, weil uns eben der fremde Besitz nicht wie der eigene durch den Staub der Gewohnheit und den Verdruß des Alltags-



lebens entzaubert ist. So erging es unserm Zimmermann, als er seinen Freund Hoze in Richterswyl besuchte. Er entwirft von dem Heime des Zürcher Landarztes, welcher übrigens ein in jeder Hinsicht ausgezeichnete Mann gewesen sein muß, ein Gemälde, das, wenn die Vergleichung erlaubt ist, ein wenig an die schwungvollen Linien des Poussin erinnert, dessen Werke Zimmermann wohl im Kupferstiche besaß und bewunderte. Das Dorfbild verdient hier einen Platz als Gegenstück der engen Kleinstadt und als eine hundertzwanzig Jahre alte Verherrlichung unseres Zürichsees:

„Die zwei Häuser des Arztes stehen mitten in diesem Dorfe, mit ihren Gärten umringt, so frei und friedlich, wie auf dem weiten Felde. Unter der Kammer meines Freundes läuft am Garten ein murmelnder Bach und an dem Bache die Landstraße, auf der seit Jahrhunderten beinahe täglich eine Menge Pilgrime nach dem Kloster Einsiedeln gehen. Aus Zimmern und Gärten sieht man südwärts vor sich den majestätischen Ezelberg. Sein Haupt bedeckt ein schwarzer Wald, sein Fuß ist nur eine Stunde entfernt, an der Mitte des Berges hangt ein Dorf mit einer schönen Kirche und auf dieser Kirche ruht an jedem hellen Abend die Sonne. Vor den Gärten liegt der Zürichsee, in dessen Wasser sich die Ufer spiegeln oder dessen Wellen, durch sanfte Winde bewegt, wie eine Heerde Schafe gaukeln.“

„Sieht man da in tiefer Nacht aus den Fenstern oder athmet man einsam im Garten erfrischende Blumendüfte, indeß der Mond hinter den Bergen hervorwandelt und eine feurige Heerstraße über den See zeichnet, so hört man mitten unter dieser Todtenstille doch jenseits am Ufer jeden Schlag der ländlichen Glocken, hört des Nachtwächters Stimme herüberhallen und das Bellen treuer Haushunde, hört von Ferne den Rahn des langsam herbeirudernden Schiffers, sieht wie er in der feurigen Heerstraße fährt und mit den glänzenden Wellen spielt.“

„Hier, bei dem großen Arzte, ist alles lieblich, nahe, vertraulich, freundlich, innig. Man sitzt da auf Stühlen von Stroh. Er schreibt

an Tischen von inländischem Holz und speist sich und seine Freunde aus Gefäßen von Erde. Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschen überall. Eine große Sammlung gemalter und in Kupfer gestochener Menschengesichter ist sein einziger Aufwand. Der erste Strahl der Morgenröthe erheitert die kleine Zelle, wo er schläft, beim Erwachen begrüßt ihn das Girren der Turteltauben und der frühe Morgengesang der Vögel, die im Nebenzimmer mit ihm schliefen. Die erste Morgenstunde und die letzte Abendstunde sind sein. Alle übrigen widmet er der großen Menge von Traurigen, die ihn besuchen. Kommt das Volk aus den gebirgigen Kantonen der Schweiz und aus den Thälern der Alpen zu ihm, traut es ihm zu, daß er alles sehe und wisse, beantwortet es jede Frage einfältig, treu und offen, behorcht es jedes Wort, faßt es jeden Rath auf, wie Goldkörner, und geht dann von ihm weg, getröstet, voll Hoffnung und guter Entschlüsse, wie von seinem Beichtvater in Einsiedeln, o so ist er, am Abend eines solchen Tages, ein glückseliger Mann! Tritt eine treuherzige Bäuerin, die über die Lebensgefahr ihres Gatten weinte, in sein Zimmer, drückt sie ihm die Hand, daß es ihn schmerzt, ruft sie: „Jesus Maria, wie war mein Mann so schlecht, als ich heimkam und nun ist's seit zwei Tagen so viel besser, ach, wie seid ihr mir so lieb, Herr Erzellenz, dann empfindet dieser Menschenfreund, wie es einem Könige zu Muth sein muß in der Stunde, da er einem ganzen Volke wohlthut!“

---